

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

24.10.1920 (No. 43)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 43



24. Okt. 1920

Mar Dreßler / Der gotische und der griechische Mensch.

Seit den geistvollen, erleuchtenden und wahrhaft führenden Arbeiten Schefflers (Geist der Gotik) und Worringers (Formprobleme der Gotik) hören wir allenthalben vom „gotischen Menschen“ im Gegensatz zum griechischen oder antiken Menschen sprechen. Meist geschieht dies in dem historisch begrenzten Sinn, der einer antiken Mittelmeerkultur eine mittelalterliche, germanische, gotische Kultur gegenüberstellt; nicht im Sinn jener Autoren, die mit vollem Recht und aus tiefer Einsicht ein universales gotisches und griechisches Wesen in Leben und Kunst der Menschheit meinten und diese bezeichnenden Schlagworte aus dem Gesichtspunkt *de potiori sit denominatio* angewendet haben und angewendet wissen wollen.

Zwei Lebens- und Weltanschauungen stehen einander, über die ganze Erde, über alle Völker verbreitet, diametral gegenüber und diesen entsprechend zwei grundverschiedene Ausdrucksformen in der Kunst der Völker, da in der Kunst der Geist, der Lebenssinn und -Inhalt sich ausdrückt. Nicht so, als ob es hier Griechen, hier Goten gäbe; wohl hier mehr Betonung, mehr ursprüngliche Anlage zum Einen oder zum Anderen; gewisse Völker mehr prädestiniert zu diesem oder jenem Lebensgeist, dieser oder jener künstlerischen Ausdrucksform; sondern vielmehr dem tiefsten Sinn nach so, daß in jedem Menschenleben, wie in jedem völkischen Leben beide Grundstimmungen und Grundrichtungen als Elemente vorhanden sind, bald einander bekämpfend, bald eine Synthese erstrebend einander durchdringend, wobei bald das Eine bald das Andere überwiegend zum Durchbruch und Ausdruck kommt (romanische Stilperiode, Barock). So hat schon Schiller, an dessen Gegenüberstellung von naiver und sentimentalischer Dichtung in diesem Zusammenhang zu erinnern ist, betont, daß sich in griechischer Dichtung sentimentalische Elemente ebensowohl finden lassen, wie in dem eminent sentimentalischen Werthers Leiden griechische. Wie im Mann weibliche Anlagen und Eigenschaften, im Weib männliche bestehen, nur daß dort das Männliche, hier das Weibliche normaler Weise durchaus prädominiert, so ist jeder Mensch, der Fülle seines Wesens nach, so Grieche wie Gote, das Eine wohl überwiegend, ohne daß deshalb das andere Element ganz verdrängt wäre. Der typische Grieche hat in sich eine „geheime Gotik“, wie der Gote ein geheimes Hellenentum.

Definieren wir, z. T. mit Ausdrücken der gen. Autoren, den gotischen und den griechischen Geist und deren Ausdrucksformen in ihrer Kunst.

Der gotische Mensch ist der natürliche Mensch, der unvollendete, suchende, fragende, drängende, rastlos strebende, leidenschaftlich unendlich bewegte, nie befriedigte, sinnlich-unsinnliche, maßlos verlangende, protestierende, revolutionierende, ruhelos aktive, Wirklichkeit überwindende, Erlösung ersehnde Mensch, der Mensch, der leidet an dieser Welt und unendlich einer Welt des Ueber sinnlichen, Ueberwirklichen zustrebt. Friedlos und innerlich zerrissen, Vollendung, Ruhe und Klarheit, Wahrheit und Se-

ligkeit immer nur suchend, nie besitzend, unbefriedigt über alle Gegenwart hinaus einem jenseitigen Glück mystisch zugewandt, so ist der faustische, der gotische Mensch, der ursprüngliche Mensch der unmittelbaren Natürlichkeit, der zeitbefangene, dunkle, wilde, barbarische, gewalttätige, trozige, zerstörende, sündige, der titanisch kämpfende, immerfort werdende, endlos wandernde Mensch.

Die Kunst des gotischen Menschen, Ausdruck dieser Lebensverfassung, trägt alles Leiden, alles Sehnen, alles Kämpfen in die Weltersehung hinein. Die gotische Kunst spricht aus und zu dem natürlichen, in den Dualismus der Unmittelbarkeit des Daseins gebannten Menschen. In ihrer „erhabenen Hysterie“, ihrer sensationellen Sentimentalität und Romantik ist sie dem ursprünglichen und unmittelbaren, leidenschaftlichen und leidenden, ringenden und kämpfenden Menschen nahe und er fühlt ihre Formen als warme, als die Formen, die seine natürliche Lebenswahrheit aussprechen. Des natürlichen Menschen Leben ist Leiden und Kämpfen, nie beseligt Ruhen, sondern durchaus Aufstreben und so ist die gotische Kunst mit ihrer Betonung der Vertikalen ein Sinnbild dieses männlichen Geistes. Des natürlichen Menschen Leben ist Aufgabe, es ist sittlich orientiert, religiös gebunden; so ist die gotische Kunst ganz wesentlich die Kunst des schwer im Leben Ringenden, unter der Last idealer Forderungen und Imperative feuchend wandernden Menschen.

Als dem gegenüber der hellenische Geist, die hellenische Kunst. Dieser Geist ruht im Gefühl der Sicherheit, der Gewißheit, der Einheit, der Vollendung, der Wonne. „Was macht ihr an der Welt? sie ist schon gemacht“ (Goethe). Der Widerstreit zwischen dem Gott in seinem Innern und der realen Welt, zwischen idealer Sehnsucht und gemeiner Wirklichkeit besteht nicht mehr, oder hat überhaupt im echten Griechen nie bestanden. Seine Sehnsucht ist hier und jetzt gestillt, seine Leidenschaften sind gestillt. Ihn drücken keine Imperative, jagt keine Aufgabe, ziehen keine Ziele; er ist „von jedem Zweck genesen“. Er wandert nicht in schwerem Dunkel, er ruht in heiterer Klarheit, in stolzer, vornehmer Unangreifbarkeit seiner Kultur, in vollkommener Harmonie. Mühe los spielend genießt er sich selber, den Gott in ihm. Das Göttliche ist kein unerreichbares Jenseits mehr, es lebt in dieser Welt; es lebt in jedem Einzelnen als dessen Wahrheit und Wesen; es lebt nichts in Wahrheit als dieses Göttliche; Alles was ist, ist, in seiner Wahrheit geschaut und erlebt, dieses Göttliche; Alles ist vollendet. Der vergöttlichte Geist projiziert seine Göttlichkeit auf die ganze Welt; Alles Natürliche ist vergöttlicht, in die Sphäre absoluter, beglückender, einheitlicher Ruhe und Vollendung erhoben. „Und alles Stürmen, alles Drängen ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn“. Die Erlösung ist in Wahrheit ewig vollbracht. Kein unendliches Werden mehr, nur vollendetes Sein. Der Wille schweigt. Der Kampf ist ausgekämpft. Daher in der hellenischen Kunst die horizontale Tendenz überwiegt, das weibliche Element der ruhenden Harmonie, der beglückenden Schönheit.



Die gotische Kunst ist Ausdruck des Willens, die hellenische Ausdruck der Vollendung. Wille drückt sich aus in kraftvoller Bewegung, Vollendung in beruhigter Schönheit. Denn Schönheit ist Vollendung in der Erscheinung.

Jene Autoren kommen nun zu dem Resultat, daß beide Ausdrucksformen menschlichen Geistes, die gotische und die griechische, gleichberechtigt nebeneinander und gegeneinander bestehen, denn im Menschen liegt Beides, Gotisches und Griechisches. Demnach ist die alte Orientierung der Aesthetik nach dem Ideal der Schönheit eine einseitige und neben der Schönheit, als dem griechischen Ziel der Kunst, steht gleichwertig das gotische Ideal der Kraft. Das Wesen der Kunst ist mit dem „Schönen“ nicht erschöpft; dieses umfaßt nicht wichtigste, bedeutungsvollste, unveräußerliche Eigenschaften des menschlichen Wesens, nicht sein Leiden in dieser Welt, sein Sehnen in dieser Zeit, sein mächtiges Ringen in dieser Entwicklung, Seiten, die ebenso berechtigt nach künstlerischem Ausdruck verlangen; diesen finden sie in der Gotik.

Ist aber dieser Dualismus der künstlerischen Ausdrucksformen, ist dieser Dualismus des menschlichen Wesens, der unmittelbar gegeben ist, der Weisheit letzter Schluß? Ist der Kampf der zwei Seelen in unsrer Brust nicht zu endgültigem Sieg des Einen oder des Anderen zu führen? Müssen wir zwischen zwei Welten mitten inne stehen, die unversöhnlich sind, denen wir beiden zugehören und die uns daher zerreißen?

Wir sind als natürliche Individuen phänomenaler, zeitlicher Natur; wir stehen unter dem Zwang der Entwicklung, unter dem Machtgebot idealer Imperative; wir sind nicht, wir müssen unendlich werden; wir haben nicht, wir sehnen uns nur nach Besitz; wir sind nicht vollendet, leiden unter dem Fluch nie zu überwindender Unvollendung und doch müssen wir Vollendung als unseres Wesens wahres Ziel und Kern immer erstreben; das Unmögliche immer vollendend, können wir niemals ruhen, wir, „unbefriedigt jeden Augenblick“.

Aber den in dieses dunkle Leiden der Zeitlichkeit verstrickten unglücklichen Individuen leuchtet ein Stern der Erlösung auf, erklingt eine tröstende Stimme in ihrem Innern, die ihnen die frohe Botschaft bringt, die Gewißheit und Ueberzeugung, daß dieses werdende und vergehende Leben nicht ihres Wesens letzte Wahrheit ist, daß sie dem unendlichen Fluß der zeitlichen Phänomenalität nicht preisgegeben, vielmehr ewig entnommen sind, daß sie über all dem Treiben und Jagen, Sehnen und Kämpfen ihrem göttlichen Wesen nach erhaben, einer seligen Welt der Vollendung angehören. Mit einem Zauberschlag hat sich nun alles gewendet; Leid und Tod sind überwunden. Was wirklich schien, verflüchtigt sich zu hohlem Schein und was wir nicht sehen, mit Sinnen und Verstand nicht fassen können, das Ideal, das wir mit unserem sehnenenden Willen nicht erreichen können, die höchste Wahrheit unseres Wesens wird zur Wirklichkeit.

Wir haben die Gewißheit, daß unser wahres Wesen vollendet ist; denn in unendlicher Zeit würde es nie vollendet; aber wir sind nicht wesenlos.

Die Wahrheit muß in der Erscheinung ihren Ausdruck haben. Die Wahrheit ist die Vollendung. Der Ausdruck der Vollendung ist die Schönheit. Diese zeitliche unvollendete und unvollendbare Welt geschaut und erlebt mit den Augen und dem Herzen des wahrheitdurchglühten Genius erhebt sich aus aller real erscheinenden Unvollendung zur Idealität der Vollendung, aus allem Mangel und Gebrechen zur reinen Schönheit, dem Symbol der Wahrheit, der ewigen überindividuellen Vollendung und Freiheit von allem Schein des zeitlichen Werdens.

So bestehen in Wahrheit nicht zwei gleichwertige, ebenbürtige Formen des künstlerischen Ausdrucks, eine gotische und eine griechische, nebeneinander, sondern es ist nur Eine wahre Kunst, die aus Vollendung spielt und Schönheit schaut und schafft, das Symbol der Einen Wahrheit in der Erscheinung. Eine Wahrheit, Eine Ausdrucksform derselben in der Kunst. Echte Kunst, als Symbol der Wahrheit, muß den Charakter der Wahrheit tragen, die sie bedeuten soll, den Charakter der Vollendung; sie muß hellenisch sein, Repräsentation der übersinnlichen Wahrheit in der sinnlichen Erscheinung durch die Schönheit. Das Werden in der Zeit, das unendliche Leiden und Ringen ist ja nur ein Schein. Die gotische Kunst verkört nur diesen Schein des natürlichen Lebens. Ihre Werke sind Statuen am Leidenswege der unerlösten Menschheit; in sie hat diese all ihre Qualen und Hoffnungen, all ihr Kämpfen und Mühen hineingepreßt; sie sind lebenswahre Zeugen ihrer irdischen Leidenschaft. Darum fühlt der in das Leid des Irdischen ganz verstrickte, in Sehnsucht lebende Mensch diese Formen sich so

nah und warm; sie sind der vollkommene Ausdruck des im Schein des Wanderns lebenden Menschen; sie sind menschliche Kunst.

Aber die hellenische ist göttlicher Art; sie ist Ausdruck unseres wahren ewigen vollendeten Wesens. Darum wirkt die reine Schönheit, Ausdruck nur des göttlichen Wesens in uns, so kalt und fern auf das zeitliche Individuum im Menschen; sie ist über dasselbe weggeschritten; sie weiß nichts von dessen Leiden, von dessen Sehnsucht, von dessen sittlichen Imperativen und Kämpfen und nimmt keinen Anteil daran. In der vollkommenen Schönheit ist alles irdische Kampfgetöse verstummt; sie reizt nicht den Begehrenden, sie stillt nicht den Dürstenden, sie klagt nicht mit dem Leidenden; sie spricht aus Vollendung nur zum Vollendeten in uns; sie spricht aus Erlöstheit von aller Sorge nur zum Erlösten, aus Ruhe nur zu dem Ruhenden, dem Nichtwandelnden.

Weil aber der Mensch so weit von seiner Wahrheit entfernt ist, weil er, auch trotz seiner religiösen Ueberzeugung doch so sehr zeitliches Individuum bleibt, weil er nicht immer im seligen Zustand göttlicher Wahrheit, Freiheit und Vollendung ruhen kann, weil er immer wieder auch dieser leidvolle, sehrende, ringende, zeitlich in den nie ruhenden Prozeß gebannte Wanderer ist, wird es diese beiden Ausdrucksformen freilich nebeneinander immer geben, wenn auch nicht als gleichberechtigte, sondern dem Range nach so verschiedene, als Wahrheit vom Schein, Vollendung von Unvollendung, Gott vom Menschen verschieden ist. Auch dieses irdische Leiden und Kämpfen, wenn es auch nicht die Wahrheit unseres Wesens ist, verlangt ja doch nach künstlerischem Ausdruck, und dieser ist die Gotik. Der werdende, strebende, wesentlich sittlich kämpfende Mensch, die Jugend vor allem will Gotik. Die Höhe des reifen, klaren, heiteren, ausgeglichenen, sicheren, wunschlosen Lebens atmet hellenischen Geist. Das Alter, das Vergehen, neigt zur Gotik zurück; wir denken an Goethe. Aus den Nebeln der Gotik erhebt sich die Kurve des menschlichen Lebens und in diese Nebel sinkt sie am Ende zurück; nur eine kurze Weile auf sonniger Mittagshöhe berührt sie die Sphäre hellenischer Schönheit. So verläßt den alternden Faust der Geist hellenischer Entrücktheit, und die Sorge ums Werden schleicht sich ein. Der göttlichste Genius hat Zeiten geheimer Gotik, wie es im Leben jedes, auch des gequältesten Menschen Stunden seliger Ruhe, Augenblicke gibt, in denen er seiner Vollendung in reiner Sonne gewiß ist, zu denen er sagen kann: „Verweile doch, du bist so schön“. Typen vollendet hellenischer Stimmung stehen vor uns, wenn wir die Namen Raffael, Mozart aussprechen; himmelbegnadete, in Vollendung mühelos spielende Genien. In Beethoven, Michelangelo sehen wir den Kampf des hellenischen und des gotischen Menschen tragisch verkörpert. Albrecht Dürer's Künstlerleben ist ein Ringen aus dem Gotischen heraus in's Griechische, aus dem trauen Dunkel der Zeit in die ewige Klarheit.

Wenn aber endlich der Geist, seiner göttlichen Art und Vollendung bewußt, im Spielen mit Erscheinungen, im Wirken in Symbolen sich nicht mehr befriedigt und des Spielens müde heim verlangt in den göttlichen Frieden, seinen Frieden, dann ist Ende der Kunst, der symbolischen Wahrheit; dann ist von Gotik längst nicht mehr, aber auch von griechischer Kunst keine Rede; denn das Letzte, Höchste unfres Wesens in seiner absoluten Reinheit läßt sich mit Formen nicht ausdrücken; es ist über alle Vorstellung und Darstellung erhaben. Des echten Künstlers Sehnsucht ist befriedigt, wenn er in schönen Symbolen sein Wesen, seine Wahrheit, seinen Gott erschaut und zur Darstellung bringt; sein Geist lebt in Bildern; seine Symbole sind klassische Kunst. Der metaphysische Genius beruhigt sich in keinem Gleichnis, nur im Wesen selbst. Aber wenn die metaphysische Sehnsucht sich in keinem Symbol befriedigen kann, dann kommt es zu keiner klassischen Kunst, ja überhaupt zu keiner echten Kunst mehr; diese Sehnsucht strebt, über jedes Gleichnis hinweg, zu ihrem Gott; Gott ist freilich durch kein Bildnis und Gleichnis, durch keine Kunst darzustellen; er steht über allem Symbol. Der klassische Künstler erlebt in vollendeter Gestalt die eigene Vollendung ganz; der metaphysische Geist zersprengt alle Form; so stirbt er der Kunst ganz ab oder verfällt, in der Kunst, dem Formlosen; in seinen Kunstwerken lebt ein kunstfeindliches Prinzip, das den Geist der Form, des gestalteten Symbols fortwährend durchkreuzt. Echte Kunst steht und fällt mit der Würde der Form als vollendeten Symbols. Vor der Sonne des Wesens, vor der absoluten Wahrheit schmilzt endlich jede Gestalt hinweg. „Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten noch eine glückliche Begeisterung, Des jüngsten Menschenalters Dichterschwang, Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.“

Hier sind die Grenzen der Kunst. Ein Michelangelo klagt am Ende seines großen Künstlerlebens, daß er seine Kraft an gleich-



giltige Gestalten, unzureichende Symbole, vergeudet habe, statt einzig Gott selbst zu dienen. Auch Irene's Klage gegen Rubel, den bloß Künstler, ist die Selbstanklage des greisen Ibsen, der Fragen dargestellt hat und das reine Wesen in den Hintergrund gedrängt. Der alte Tolstoj erhebt die große religiöse Anklage gegen alle Kunst. Das Höchste der Darstellung ist eben undarstellbar. Die Wahrheit soll sich enthüllen und indem sie es durch Kunst versucht, verhüllt sie sich zugleich in symbolische Erscheinungen. Dieser Widerspruch zersprengt alle Form, endet die Kunst. Unbeschränktheit kann sich in keinem Beschränkten erschöpfen. Omnis determinatio est negatio. Um Gestalt zu sein, muß sich das Wesen selbst beschränken; sein wahrer Charakter aber ist Unbeschränktheit. Die Gestalt ist immer nur Fragment, wenn auch symbolisch bedeutend fürs Ganze.

Der reine Geist braucht die Bilder dieser Welt nicht. Aber dem sinnlichen Geist offenbart sich die vollendete Wahrheit in der Schönheit ihrer ruhigen Symbole. Der übersinnliche Geist verschmähmt mit den Sinnen auch alle Kunst. Der sinnliche Geist findet seine Erlösung aus aller Gotik, der Verkörperin seines Leidens, in den Symbolen griechischer Schönheit, der Vergöttlichung

seines Wesens in der Erscheinung; er überschreitet nicht die Bedingungen seiner irdischen Existenz, aber er entnimmt diese der Dual und dem Fluch der zeitlichen Unvollendung und läßt sie ihr wahres Wesen im schönen Schein erlösender Kunst, nicht ersehnen mehr in nie erfüllender Zukunft, sondern inmitten jeder Gegenwart unmittelbar erleben; denn das Ewige ist heute oder nie.

Wenn der gotische Ausdruck der Kraft ein Bild der natürlichen Menschen ist, so erscheint uns im griechischen Ausdruck der Schönheit unser wahres vollendetes Wesen im Spiegel der sinnlichen Erscheinung. Der Gott in uns wird sich seiner selbst bewußt in den Symbolen der Schönheit, dem sinnlichen Ausdruck seiner Wahrheit, genießt in ihnen sich selbst und ruht in seiner Vollendung. So tritt neben die frohe Botschaft von der Gewißheit unserer Göttlichkeit die Schönheit als Trösterin und Ermutigerin der leidenden Menschheit, die sie erinnert, daß ihr Wesen auch hier und jetzt und immer, mitten in allem Leiden, göttlicher vollendeter Art ist; und alles Leid der Zeit verstummt vor der griechischen Schönheit und alle Gotik ist überwunden; wir sind erlöst und der Ausdruck der Erlösung ist nur die Schönheit.

## Walthe: Bult / Montaigne am Rhein und Bodensee.

(Schluß.)

### Kostniz.

Die Stadt ist ungefähr so groß wie Chalon. Sie gehört dem Erzherzoge von Oesterreich, und ist jetzt katholisch. Die Lutheraner haben sie dreißig Jahre besessen. Kaiser Karl der Fünfte aber jagte sie mit Gewalt hinaus. Ihren Kirchen sieht man die Veränderung noch an den Bildern an. Der Bischof, der ein dortiger Edelmann ist\*) und zurzeit in Rom sich aufhält, auch zugleich Kardinal ist, hat jährlich 40 000 Thaler Einkommen. Bei der Kirche Unserer Lieben Frauen sind auch Canonici, die sich sehr gut stehen. Wir sahen einen von ihnen zu Pferde der Stadt zu reiten. Er war wie ein Soldat gekleidet. Man sagt, Luther habe noch starken Anhang in der Stadt. Wir stiegen auf den Glodenturm, der ungemein hoch ist, und fanden hier einen Menschen, der als eine beständige Schildwache aufgestellt ist, und nie herunter kommt, es mag auch geschehen, was da will.

An den Ufern des Rheins haben sie ein großes bedecktes Gebäude aufgeführt, das ungefähr fünfzig Fuß lang und vierzig Fuß breit sein mag; an diesem Gebäude sind zwölf oder fünfzehn große Räder angebracht, mittels welcher sie in einem fort eine große Menge Wasser ein Stockwerk hoch hinauf treiben. Auf diesem Stockwerk stehen wiederum einige Räder, die aber von Holz sind, und das Wasser immer auf diese Art höher treiben. Wenn sie das Wasser auf eine Höhe, die ungefähr fünfzig Fuß sein mag, hinauf gehoben haben, so ergießt es sich in verschiedene Kanäle, durch welche sie den übrigen Mühlen der Stadt das Treibwasser zuführen. Der Baumeister, der dieses Werk auführte, bekam für seinen Teil 5000 Gulden, des Weines nicht zu gedenken, der ihm sonst noch gereicht wurde. Mitten im Wasser haben sie eine Art von Damm angelegt, damit, wie sie sagen, es nicht so gar reizend wird, sondern vielmehr nach und nach abfließt und sich auch leichter in die Höhe treiben läßt. Sie haben hier auch Winden angebracht, mittels welcher sie es so hoch, als sie wollen, steigen und fallen lassen können.

Der Rhein verändert hier seinen Namen, denn zu Ende der Stadt ergießt er sich aus einem See, der ungefähr vier deutsche Meilen breit und fünf bis sechs solche Meilen lang ist (!). Hin und wieder sind Dämme von Erde errichtet, die den See in seinen Ufern halten, und wo die Kaufleute ihre Waren anspacken. Fünfzig Schritt von diesem See steht ein kleines Häuschen, wo sie eine beständige Schildwache erhalten; sie haben dort auch eine Kette angebracht, wodurch sie den Hafen sperren können, in welchem Zwischenraum auch die Schiffe beladen und ausgeladen werden.

Hier wurden wir gewahrt, daß wir die Schweiz verlassen hatten, denn einige Schritte vor der Stadt sahen wir verschiedene Häuser, die den Edelleuten gehörten; mitten in der Schweiz aber weiß man von dieser Art von Menschen nichts.

Um wieder auf Kostniz zurückzukommen, so muß ich noch erinnern, daß wir im Adler eingekehrt waren. Wir hatten uns aber in dieser Absicht schlecht vorgegeben: der Gastwirt ließ uns bei einem Gezänke, welches zwischen unsern Wegweiser und einem andern Menschen vorgefallen war, seinen trohigen und bäuerischen Sinn in vollem Maß empfinden. Und da die Sache vor die Gerichte kam, antwortete der Stadtvogt dem Herrn Montaigne: „daß man nicht einig darüber

werden könne, ob man auch Bediente für ihre Herrn als Zeugen abhören könne.“ Montaigne erwiderte: „Daß solches gar wohl angehe, wenn man sie für die Zeit, da sie Zeugnis gäben, ihrer Pflicht entließe.“ Es blieb aber unentschieden, und der Stadtvogt hat durch seine spitzfindige Bedenklichkeit die Sache verschoben.

Als wir den Sonntag Mittagbrod gegessen hatten, fuhren wir wohl eine Meile auf dem See umher, und reisten dann von Kostniz ab und kamen gegen Abend nach

### Markdorf.

Es ist eine kleine Stadt. Die Concession darin ist die katholische. Wir kehrten ein in der Post, die der Kaiser auf der Straße nach Italien und Deutschland angelegt hat. Rund um die Stadt herum sind schöne Weinberge gelegen; der Wein, der hier gezogen wird, soll sehr wohlschmeckend sein.

Des Montags am 10. Oktober reisten wir nach dem Frühstück von hier ab. Der Tag war überaus angenehm, so daß Montaigne eine Tagereise nach Lindau sich vornahm, da er erst Willens war, nach Ravensburg zu reisen. Montaigne aß sonst des Morgens nichts; man gab ihm aber doch ein Stück trockenes Brot mit, welches er auch auf der Reise verzehrte, weil ihm die schönen Weintrauben, die er unter Weges antraf, Appetit darauf machten. Man war in dieser Gegend eben mit der Weinlese beschäftigt, auf dem ganzen Wege bis

### Lindau.

Es ist eine kleine Stadt und liegt 100 Schritte in den See hinein. Man muß über eine Brücke von 100 Schritten Länge gehen, wenn man nach der Stadt will. Die Brücke ist ganz von Quadersteinen aufgeführt. Dies ist der einzige Weg in die Stadt, denn übrigens ist sie ganz von dem See umgeben. Der ist hier ungefähr eine Meile breit, und man sieht in ihm hin und wieder kleine Berge aus dem Wasser hervorragen. Im Winter liegt der Spiegel dieses Sees sehr niedrig, hingegen im Frühjahr steigt er des auf den Gebirgen geschmolzenen Schnees wegen sehr beträchtlich.

Wir kehrten in der Krone ein, wo es uns sehr wohl gefiel. Oben am Hause ist ein Vogelbauer angebracht, worin sie eine große Menge Vögel unterhalten; damit sich diese auch eine Bewegung machen können, so reicht das Vogelbauer von einem Ende des Hauses bis zum andern.

Ueber drei Dinge beklagte sich Montaigne; das eine war, daß er nicht einen Koch bei sich hätte, der ihre Art zu kochen lernen könnte; das andere, daß er nicht einen deutschen Bedienten bei sich hätte; das dritte, daß er nicht einen Edelmann dieses Landes gefunden hatte, der sein Gefellschafter sein konnte; denn von einem solchen Kerl, wie unser Wegweiser einer war, etwas erfahren zu wollen, war ihm nicht allein verdrießlich, überdies war noch das Schlimmste, daß er wenig oder gar nichts wußte. Vor seiner Reise hatte er die Bücher gelesen, die etwa enthalten, was an jedem Orte merkwürdig ist. Bei sich hatte er weder Münster\*\*, der auch sonst der deutsche Strabo genannt wird, noch ein anderes Buch.

\*\*\*) Sebastian Münster, geb. 1489 zu Inghelheim in der Pfalz; Franziskaner; 1524 bis 1527; lutherischer Professor der Theologie und hebräischen Sprache in Heidelberg, seit 1529 in Basel; gest. 1552 zu Basel. 1543 Cosmograpbia, das ist Beschreibung aller Länder. Davon zahlreiche gleichzeitige lateinische, italienische, französische Uebersetzungen und deutsche Nachdrucke.

\*) Marcus Sittich von Sohenems, Bischof von Konstanz von 1561 bis 1589; seit 1561 Kardinal; gestorben 1595 zu Rom.



Unter sein Urteil mischte sich ein wenig Leidenschaft, da er das Land, daher er kam, so sehr verachtete, und mit Widerwillen an es dachte; er ging sogar so weit, daß er die Bequemlichkeiten dieses Landes denen, die er zu Hause hatte, weit vorzog, und sich auch sogar darin nach hier richtete, daß er den Wein niemals ohne Wasser trank. Ueberdies trank er niemals sich voll, denn er trank nur des Wohlstands wegen, und wenn man ihm zusah.

In Deutschland ist alles viel teurer als in Frankreich; denn nach unserer Rechnung verzehrt Mann und Pferd des Tages wenigstens für einen Thaler. Die Rechnungen des Wirts sind so beschaffen: Vor Mittagsbrot schreiben sie dem Mann etwa drei bis sechs Groschen an. Ein anderer Absatz enthält, was man vor und nach dem Mittagsbrote trinkt; denn die Deutschen teilen ihren Morgen, je nachdem sie getrunken haben. Die Bewirtung, die man bei Tische hat, und der

Wein, den man hernach trinkt, machen den Hauptpunkt in ihrer Rechnung aus. Indessen finde ich doch, wenn ich es genau überlege, und besonders an ihre starken Portionen denke, die sie ihren Gästen vorlegen, und an den Wein, den sie weitherholen, daß sie eben nicht so gar besonders viel aufschreiben. Ihre Aufwärter sind besonders verpflichtet, ihren Gästen am Trinken es nicht mangeln zu lassen, und überdies essen sie drei bis vier Stunden, in welcher Zeit man also schon etwas vor sich bringen kann. Hernach berechnen sie den Hafer für die Pferde, den Pferdestall, worunter denn auch das Heu mit begriffen ist. Sie haben die gute Gewohnheit, daß sie ihre Gäste nicht lange warten lassen, sondern vielmehr gleich beim Eintritt von ihnen erfragen, was man haben wolle. Sie sind sonst großsprecherisch, hitzig, und selten recht nüchtern, aber übrigens ehrliche Leute, nicht Verräter noch Räuber. Wir aßen bei ihnen noch das Frühstück und reisten sodann ab.

## Friedrich Schweikert / Die Vorfahren Beethovens.

Der Name „van Beethoven“ war keineswegs selten. Familien dieses Stammes saßen im 17. Jahrhundert in Dörfern in der Umgebung von Löwen. Sie verzweigten sich und saßen Fuß in den Städten Antwerpen und Mecheln, von wo aus sich zwei Linien verfolgen lassen. Unter ihren Gliedern findet man Handwerker und Kaufleute, aber auch Maler und Bildhauer, ja sogar einen Pfarrer. War der Ur-Uhn Bachs ein Bäcker, so war der Uhn Beethovens ein Schneider. Allein mit dem Großvater setzte bei diesen beiden Tongewaltigsten die musikalische Ascendenz ein. Von den zwölf Kindern des Heinrich Adelaar van Beethoven, der 1713 zwar ein eigenes Haus in Antwerpen besaß, seine große Familie durch sein Schneiderhandwerk aber nur kümmerlich ernähren konnte, hatte der Sohn Ludwig eine gute Stimme. Auch muß er sonst musikalisch vorgebildet gewesen sein, sonst hätte er, der heimlich — ob wegen eines Zermürwisses mit seiner Mutter, ob wegen der mühslichen Vermögensverhältnisse, mag dahingestellt bleiben — das Elternhaus verließ, um nie wieder dahin zurückzukehren, nicht eine Anstellung als Tenorist bei dem Kapitel St. Peter in Löwen gefunden. Und mehr noch spricht für seine musikalischen Fähigkeiten, daß der noch nicht Neunzehnjährige wenige Tage später zum Stellvertreter des erkrankten Singmeisters erwählt wird. Das geht aus den Sitzungsprotokollen des Kapitels vom November 1731 hervor. Des Bleibens in Löwen war jedoch nicht lange. Ein Dekret des Kurfürsten Clemens August von Köln vom März 1733 ernennet Ludwig van Beethoven zum Hofmusikus mit dem für jene Zeit und für einen so jungen Mann ansehnlichen Gehalt von 400 Gulden. Wie es kam, daß dieser den Weg nach Bonn fand — der Kurfürst soll ihn in Lüttich gehört und an seinen Hof berufen haben — ist nicht sicher aufgeklärt und auch weniger von Bedeutung. Von größerem Interesse ist, daß ihm das rege und immerhin auch höchstehende Musikleben Bonns die Möglichkeit gab, seine Anlagen zu entwickeln und so zu der angesehenen Stellung als Künstler zu gelangen, die er bis zu seinem Tode bekleidete.

Uebrigens war er nicht der einzige Beethoven, der in Bonn lebte. Ungefähr um die gleiche Zeit wie er, war ein Cornelius van Beethoven, Sohn eines Michael van Beethoven, von Mecheln nach der rheinischen Stadt gekommen. Dieser Cornelius ehelichte 1734 eine Witwe de la Porte und erwarb sich damit das Bonner Bürgerrecht, „weilen einer Bürgerwitib verheyrathet ist.“ Der Trauung wohnte der junge Hofjänger Ludwig van Beethoven als Zeuge an, wogegen bei dessen erstem Kinde Cornelius Pate stand. Man sieht: die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Abkömmlingen der Antwerpener und der Mechelner Linie wurden sogleich von Anfang an gepflegt. Sie haben sich auch dauernd aufrecht erhalten. Cornelius scheint Lichtzieher oder Kaufmann gewesen zu sein, da er in den Rechnungen als Lieferant von Anschlägerzen an den kurfürstlichen Hof erscheint, die in beträchtlichen Mengen verbraucht worden sind. Aus seiner zweiten Ehe gingen zwei Töchter hervor, die aber beide frühe starben. Er selbst starb 1764 und mit ihm endete dieser Zweig der Familie Beethoven in Bonn.

Die auskömmliche Stellung die Ludwig van Beethoven als Hofmusikus gefunden, ließ ihn bald ans Heiraten denken. Noch nicht 21 Jahre alt, vermählte er sich mit der um zwei Jahre jüngeren Maria Josepha Poll. Von den drei Kindern, die dieser Ehe entsprangen, blieb als einziges Johann am Leben. Ludwig van Beethoven war ein Mann, der auf geordnete Verhältnisse hielt. Als Künstler wie als Mensch allgemein geachtet, von seinen Kurfürsten, denen er über vierzig Jahre diente, mit Wohlwollen bedacht, erließ er in seiner musikalischen Laufbahn Stufe um Stufe und rückte verhältnismäßig frühe zum Kapellmeister auf. Eine gewisse Wohlhabenheit trat auch in seiner äußeren Lebensführung

zutage. „Hofkapellmeister van Beethoven hatte liegende Gelder,“ schreibt Fischer, der Sohn seines Hauswirts in seinen Aufzeichnungen. Und als Fischers bei Beethovens „ihren ersten Besuch abstatteten, war alles so schön und propper und wohl eingerichtet, mit Freizeiten, die sechs Zimmer alle mit schönen Möbeln versehen, viel Malereien und Schränke, ein Schrank mit silbernen Servicen, ein Schrank mit fein vergoldetem Porzellan und gläsernem Geschirre, ein Vorrat der schönsten Weinwand, die man durch einen Ring hätte ziehen können.“

Von Hausgenossen wird der Kapellmeister als ein großer, schöner Mann mit länglichem Gesicht von ernsthaftem Ausdruck, breiter Stirn, runder Nase, großen Augen, dicken, roten Wangen, von anderer Seite als ein gedrungenener, muskulöser Mann von dunkler Gesichtsfarbe und hellen, freundlichen Augen geschildert. In späteren Jahren trug er nach der Sitte der damaligen älteren Herrn gewöhnlich einen roten Mantel. Gerühmt wird seine Herzsgüte. Zu Hause hatte er sein Kreuz zu tragen. Bei seiner Frau trat mit den Jahren die Neigung zum übermäßigen Trinken so stark hervor, daß er sie in eine klösterliche Anstalt in Köln bringen mußte. Sein Amt legte ihm Verpflichtungen mannigfacher Art auf, nämlich als Leiter der Musik im Theater und in der Kirche, als Examinator der Kandidaten für die Zulassung zum Dienste bei der Hofmusik und als Berichterstatter über die Fragen, welche ihm vorgelegt waren, an den geheimen Rat; „und dies alles „mit behbehaltung seiner bassisten stelle,“ einer Stelle, welche ihm die wichtigsten Partien und Soli in der Kirche und auf dem Theater zuwies“ (s. „Ludwig van Beethovens Leben“ von Thayer). Seine stimmlichen Mittel mußten sich gut erhalten haben, da er als angehender Sechziger mit größtem Beifall in neuen Opern von Gasmann und Montigny aufgetreten ist. Noch in seinem Todesjahre sang er, wohl als letzte Fuldigung für seinen Kurfürsten in einer zu dessen Geburtstag aufgeführten Oper von Luchesi die Basspartie, obgleich schon einige Monate vorher in einer Eingabe an den Fürsten eines auf seine Stelle spekulierenden Kollegen „der Bassist van Beethoven abständig und als solcher gebraucht zu werden nimmermehr im Stande sich befindet“ bezeichnet wird. Ludwig van Beethoven der Ältere starb im Dezember 1773, wenige Tage, nachdem sein Enkel sein drittes Lebensjahr vollendet hatte.

Merkwürdig erscheint daß der ausgesprochenen Künstlerindividualität des Kapellmeisters etwas von dem merantilen Geiste beigemischt war, den wir bei verschiedenen Gliedern der Familie finden. So betrieb er neben seinem künstlerischen Beruf einen kleinen Weinhandel — ein Wilhelm van Beethoven in Antwerpen war Weinhändler gewesen —, nach der Meinung seines Sohnes Johann allerdings nicht immer in rationeller Weise. Beklagte dieser sich doch darüber, daß er „nach dem Tode seines Vaters in dessen Büchern viele offen stehende Schuldforderungen an Bauern gefunden, denen jener Geld geliehen oder Vorschuß auf ihren Wein gegeben habe. Jetzt leugneten sie die Sache ab und verlangten ihre Handschrift zu sehen, die er nicht zeigen könne. Sein Vater sei darin ein elgener Mann gewesen, der auf Wort und wörtliche Bedingungen gehalten und nichts schriftliches gemacht habe.“ Ob der Weinhandel des Vaters der Neigung des Sohnes zum Trinken, an der ja auch die Mutter litt, Vorschub geleistet hat? Wie berichtet wird, soll sich Johann van Beethoven „schon frühe auf Weinproben verstanden haben.“ Nicht ohne Tragik wäre der Gedanke, daß die vom Vater betriebenen Handelsgeschäfte in der Absicht, sein und damit seines einzigen Leibes-Erben Gut zu mehren, dazu beigetragen haben könnten, eine in diesem schlummernde Neigung zu fördern, die zum Unheil ausschlug. Wie gerne möchte sich unsere Phantastie das Bild von Beethovens Vater anders malen, als wir nach Urteilen von Zeitgenossen es uns vorzustellen ermunnen sind.



Müssen wir doch in ihm denjenigen verehren, den die Vorsehung bestimmte, Urheber jenes musikalischen Geistes zu werden, der auf Adlerschwingen über alle andern sich erhebt. Ein Abbild des äußeren Menschen, wie wir es von Beethovens Großvater besitzen, ist nicht vorhanden. Die 1890 in Köln entdeckten Gemälde, mit denen man die Porträts der Eltern Beethovens gefunden zu haben glaubte, können ebenso wenig Anspruch auf Richtigkeit machen, wie das in Bonn befindliche Bild, das die Mutter Beethovens darstellen soll.

Die musikalische Begabung Johann van Beethovens hat sich früh gezeigt. Schon als Schüler der untersten Klasse des Gymnasiums wirkte er in einem der alljährlich veranstalteten Schulschauspiele als Sänger mit. Seine schöne Stimme mag wohl den Vater bestimmt haben, ihn mit zwölf Jahren als Sopranist der Hofmusik zuzuteilen. Wie wenig Wert man damals in Münsterkreuzen einer einigermaßen abgeschlossenen Schulbildung beimaß, sehen wir auch bei Ludwig van Beethoven, den man von der Schule fortnahm, noch ehe er sich die grundlegenden Kenntnisse angeeignet hatte. Das kam namentlich in seinem Briefstil zum Ausdruck. Mit der Geisteskraft, wie sie freilich nur dem Genie gegeben ist, hat er später viele Lücken seiner Bildung ausgefüllt. Johann van Beethovens geistige Interessen scheinen sich mit seiner musikalischen Betätigung erschöpft zu haben. Von seinem Vater im Gesang und im Klavierpiel (vielleicht auch auf der Violine) unterrichtet, wurde er als Sechzehnjähriger auf Grund seiner „zu der Singkunst habenden Geschicklichkeit, auch darin bereits erworbenen Erfahrung“ durch kurfürstliches Dekret zum Hofmusikus ernannt. Bezahlung bekam er keine. Und es dauerte noch Jahre, bis er auf ein Bittgesuch, das der Vater in seiner Eigenschaft als Kapellmeister durch einen befürwortenden Bericht unterstützte, in dem die Stelle vorkommt: „Da aber mein Sohn Johannes Beethoven bereits 13 Jahr lang ohne Gehalt mit seiner Singstimme den Sopran, Contralt und Tenor in jeden Vorkommenden nothwendigkeiten auf dem Duc sahl (Kirche) abgingen, zugleich auch vor die Violin capabel ist . . .“ ein Gehalt von 100 Taler bewilligt bekam. Später erhielt er eine Zulage von 25 Gulden und dann noch eine von 50 Gulden. Daß seine musikalischen Fähigkeiten in jüngeren Jahren geschätzt wurden, geht daraus hervor, daß man ihn die Ausbildung von jungen Hoffangerinnen übertrug. Wenn trotzdem weitere Bittgesuche um Gehaltsaufbesserung keine Erhöhung fanden, so läßt sich dies nicht anders als durch seine geringe Verlässlichkeit erklären. Es lag etwas Unstetes in seinem Wesen. Er schweifte gern umher und konnte sich tagelang vom Hause entfernen, wenn sein Vater auf Reisen war. Als charakteristisch für „seinen flüchtigen Geist“ mag auch die verschiedene Art gelten, wie er seinen Namen schrieb. In seinen Bittschriften unterzeichnet er sich einmal „Joannes van Beethoven“, ein anderes Mal „Joan van Biethoffen“, ein drittes Mal „Joannes Bethhof“. Nicht zu bezweifeln ist, daß er eine künstlerisch veranlagte Natur und mit der Musik eng verknüpft war. Die besten Familien der Stadt ließen ihre Kinder von ihm unterrichten. Als das Talent seines Sohnes Ludwig sich so überraschend entwickelte und er sich eifrig bemühte, es ins Licht zu stellen, sah sein Haus häufig musikalische Gäste. Vom Theater wie von der Hofkapelle kamen die ersten Mitglieder in seine Wohnung, wo so schön musiziert wurde, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und zuhörten.

Johann van Beethoven hatte sich keine musikalische Frau

zur Lebensgefährtin erwählt. Tochter des Hofkochs Kewerich im Schlosse Ehrenbreitstein, war Maria Magdalena schon einmal, und zwar mit einem Kammerdiener des Kurfürsten von Trier namens Laym, verheiratet gewesen, der sie aber mit 19 Jahren als Witwe zurückließ. Mit dieser Witwe Laym geborene Kewerich wurde Johann van Beethoven 1767 in der Kirche zu St. Remigius in Bonn getraut. Der alte Ludwig van Beethoven war gegen die Heirat, nachdem er gehört, daß die Braut Kammermädchen gewesen sei. Er hätte gerne für seinen Sohn eine Frau aus besserem Stande gewünscht. Zu einer Hochzeitsfeier im Hause der Braut wäre er nicht erschienen, die Sache wurde deshalb in Bonn „kurz abgemacht“. Das junge Paar ging nach der Hochzeit einige Tage zu den Verwandten der Frau nach Ehrenbreitstein und richtete sich dann nach seiner Rückkehr in Bonn sein bescheidenes Heim ein.

Nach der Beschreibung von Mitbewohnern des Hauses hat man sich Frau van Beethoven als eine schlanke Person mit länglichem Gesicht, etwas gebogener Nase und ernsthaften Augen vorzustellen. Ueber die Charaktereigenschaften von Beethovens Mutter wird nur Gutes berichtet. Hervorgehoben wird ihre Frömmigkeit und Sanftmut (was nicht ausschloß, daß sie auch einmal heftig werden konnte), ihre Gutmütigkeit und ihr Wohlwollen gegen die Andern. „Madame van Beethoven“, erzählt der bereits erwähnte Fischer, „war eine geschickte Frau, sie konnte vor Hohen und Niedrigen sehr fein, geschickt und bescheiden Red' und Antwort stehen; deswegen wurde sie auch sehr geliebt und geachtet. Sie beschäftigte sich mit Nähen und Stricken. Sie führten beide eine rechtschaffene, friedliche Ehe und zahlten alle Vierteljahr ihre Hausmiete und ihr geliefertes Brod auf den Tag.“ Demnach war sie bemüht, den Haushalt mit „Mühe und Sparlichkeit“ zu führen, wozu sie sich ohnehin schon durch die beschränkten Einkünfte gezwungen sah. Wenn die an sie herantretenden Ausgaben manchmal ihre Kräfte überstiegen und die äußerliche Pflege der Kinder zu wünschen übrig ließ, so wird man das begreiflich finden, bedenkt man, daß sie fünf Kindbetten durchzumachen hatte und gegen die Schwäche ihres Mannes machtlos dastand. Daß sie auf das Geistesleben ihres Sohnes Ludwig einen tieferen Einfluß ausgeübt, ist nicht anzunehmen. Mit der ganzen mütterlichen Liebe ihres Herzens hat sie ihn aber, wie alle ihre Kinder, umfaßt. Das beweist die zärtliche Liebe, mit der er an seiner Mutter, viel mehr als an seinem nur „strengen“ Vater hing. Das Los dieser Frau in ihrer Ehe ist jedenfalls kein beneidenswertes gewesen. Das kann man einer Bemerkung gegenüber einem jungen Mädchen entnehmen, dem sie den Rat gibt, ledig zu bleiben. „Denn was ist Heirathen? Ein wenig Freud', aber nachher eine Kette von Leiden.“ Erst 40 Jahre alt, erlag die „stille Leidende“ Frau der Schwindelucht.

Ihr Gatte überlebte sie um fünf Jahre. Die Beschreibung von dessen Aeußeren ist ähnlich in manchem der seines Vaters: „mittlere Größe, breite Stirne, runde Nase, breite Schultern, ernsthafte Augen, etwas Narben im Gesicht.“ Es sind zum Teil Züge, die sich bei seinem Sohne wieder finden. Mit dem Tode seiner Frau verlor Johann van Beethoven noch mehr an innerem Halt. Seine üblen Gewohnheiten hatten vererblich auf seine Stimme gewirkt, so daß er nicht, wie einstmal sein Vater, noch in vorgerückten Jahren sich mit Beifall hören lassen konnte. Er starb 1792 an Brustwassersucht, 52 Jahre alt.

## Emil K a s t / Die M o r a l a u f d e m D f e n.

Die letzten Tage im Semester lassen uns jenen Widerstreit von Pflicht und Neigung, der die Philosophen und Poeten immer wieder zur Gestaltung lockt, jahraus jahrein nicht allzu angenehm am eigenen Leibe erfahren. Die innere Ruhe schwindet, und es kommt eine etwas pennälerhafte Abneigung gegen alle Grammatiken und Geschichtstabellen auf. Wenn man noch hin und wieder in die Seminarräume zurückkehrt, so wirft man bald Feder und Papier samt Texten und Kommentaren einschließlich dickleibiger Lexika unlustig beiseite. Die Präsenzbibliothek (lucus a non lucendo) sieht auch in mehrerer Hinsicht „mitgenommen“ aus, und die Seminarbibliothekare — Heil ihnen, daß sie nicht für die Fehleremplare anzukommen haben — können bei jedem Semesterabschluss und Büchersturz den alten Schulmeisterwitz frisch auflegen: Ich sehe wieder viele, die nicht anwesend sind. In pridelnder Berlenstimmung schmökert man die Schäfte nach immer seltener werdenden Neuerwerbungen ab. Man wird dessen bald überdrüssig und verläßt die „teuren“ Hallen — alles hat heutzutage reinen vielagenden Doppelsinn —, geht in die geliebte Buchhandlung, macht einige Ferienkäufe, wundert sich indes über gar nichts mehr, packt schließlich zu Hause Koffer und Büchertüte und fährt noch am selben Nachmittag auf und davon. Rede mir keiner in solchen Stunden vom romantischen Heibelberg oder dem wundervollen Freiburg.

Man hat diese, um mich stimmungsgemäß auszudrücken, Nester so über, daß man sich glücklich preist, so schnell als möglich hinauszu kommen und recht lange weder die weltberühmte Schloßruine noch den ewig vergerüsteten Münsterturm zum Ueberdruß sehen zu müssen.

Diesmal fuhr ich zuerst ins Markgräflerland, dann in den Schwarzwald. Es gibt Reime, die schauderhaft abgedroschen sind und trotzdem, prüft man sie auf ihren Wahrheitsgehalt (kerrisch: Emigleitszug), sich immer als noch gültig erweisen. Ich denke an den, der zum Verständnis des Dichters den Besuch seiner Heimat empfiehlt (Willetheorie schreibt ein fleißiges erstes Semester). Diesmal gilt mirs weniger für Hebel als Hermann Burte. Es würde gewiß sehr reizvoll sein — den Dank des Dichters erwartet unsereiner ja nicht — das spezifisch Alemannische in Burtes Dichtung, vom Willetheber ganz abgesehen, aufzuspielen und auszubreiten. Oscar Waller hat uns in seiner Dresdener Antrittsvorlesung: Die Wirklichkeitsfreude in der neuern schweizer Literatur eine feinsinnige, wenn auch nur unzureichende Anweisung gegeben. Man weiß, wie Alt Frankfurt's Geist im Urfaust webt. Burtes Simson führt nicht über die Philister, sondern über die Bobbele landauf und -ab her. Die Landschaft dieses Dramas scheint weniger die palästinensische



als das Markgräfler Land zu sein. Auch hier fließt Milch und Honig.

Kandern wurde mein Standquartier und im Teufelswagen (lies: rotlackiertes Auto) lieber gastlicher Freunde schoben wir (bitte: uns!) und schoben durch die schönheitsprangenden Hügel und Felder. Der Höhepunkt des Aufenthaltes ward — von den materiellen Genüssen, die sich in jenen gezeichneten Gefilden anscheinend noch von selbst verstehen, rede ich als Menschenfreund nicht — ein Besuch auf dem in letzter Zeit des Öftern genannten Schloß Bürgeln. Es wird ja hoffentlich nicht mehr allzufern sein, daß man jedem, der ins Markgräfler Land wandern oder zur Sommerfrische geht (der berühmte Rufmaul ist Kandern als Erholungsstätte zum Lobredner geworden), wird sagen können: „Dieses Bürgeln muß man gesehen haben. Der Aufstieg aus dem hübschen Dörfchen Eisenkirch ist so bequem als genussreich. Erst gehts durch tunnelartige Wege in dichtem Jungholz. Kommt man auf die Höhe, so öffnet sich der freie Blick nach den Häusern von Vogelbach, und die Saufenburg ruine grüßt still und freundlich herüber. Die Saufenburger wußten wohl, warum sie sich gerade dort hinauf setzten; weit schweift der Blick über das ganze Basler Ed bis zum Blaas, und manches nahe Tal läßt sich aus lustiger Höhe genau übersehen. Auf dem Sattel, über den der Weg führt, sieht man wenigstens zwischen den Stämmen des nicht sehr dichten Hochwaldes den Rheinstrom im Sonnenlicht aufblitzen. Landschaften wie Bilder brauchen ihre Beleuchtung. Manche Alpenlandschaft ist wirklich großartig erst bei gedämpftem oder gar trübem Licht; das Markgräflerland soll man nur bei Sonnenschein und wolkenlosem Himmelsblauen auf sich wirken lassen. Uns war das Wetter hold.

Vom nahen Schloß her — der St. Blasier Abt war sich über die Wahl seiner Sommerresidenz in 700 Meter Höhe auf waldumkränzter Klippe auch im Klaren — hört man ein merkwürdig dumpfdröhendes, monotones Klopfgeräusch. —? Große Trommel! Tanzmusik! In Scheunen und leeren Ställen — o Genus Temporis — ein Schieben und Drücken, Knutschen und Kreischen, Qualmen und Föhlen zu den so herzlich falschen, doch rhythmisch unanfechtbaren Weisen der Kandener philharmonischen Gesellschaft alias Stadtkapelle. Noch kennt man hier nicht Fox Trott und Jazz, man walzt und polkt und wagt höchstens eine altväterliche Française, wie sie in der Stadt des Tieflands höchstens noch Urgroßmütter und alte Mauerblümchen im Gedächtnis haben, da die jugendlichen Schwiegermütter angeblich alle aktiv umgelernt haben. Die Kanderner Musik hatte uns schon des Morgens früh drinnen vor dem Doktorhaus ein zu Tränen rührendes Ständchen gebracht (so haben wir gelacht!), unter anderm gab's das bekannte Lied „Mennchen von Tharau“ im Trauermarschtempo. Als wir Kennchen vorjogt und aufgehoben und die Musikanten am kammerschweren Ende wählten, holten sie nochmals munter aus: Mennchen auferstand ohne Zweifel. Freilich als ein Regenschauer seine ersten breitspurigen Boten sandte, wurde das Tempo merklich lebhafter; Unterschrift für ein „sinniges“ Bild: Jupiter Pluvius als Kapellmeister.

Auf dem Schloß, wie gesagt, war Tanzmusik und großer Sonntagsbetrieb. Das Gebäude sieht innen und außen rechtlich verwahrlost aus, und was noch schlimmer erscheint, stillwütig behandelt oder doch ohne Rücksichtnahme auf die künstlerische Tradition. Immerhin, in einiger Zeit dürfte diesen Missetänden von Grund aus Abhilfe zuteil geworden sein, laß man ja kürzlich, daß nunmehr zwei Millionen Mark zur Instandsetzung dieses Edelsteins als künftiges Lokalmuseum flüssig gemacht wurden. Der Bürgelnbund, zu dessen Häuptern auch Herrmann Burte gehört, scheint rüstig an seiner verdienstvollen Arbeit zu sein. Sehr viel ist augenblicklich nicht zu befechtigen. Die Zimmer sind leer und mehrere Badeeinrichtungen modernster Konstruktion sind das einzige und wenig stimmungweckende Meublement, das übrig blieb oder schon da steht. Einige hübsche Stuckdecken sind bemerkenswert mit Sonnen, in die Zifferblätter jetzt zeigerloser Uhren eingelassen sind und an frühere Tage besserer Behandlung erinnern. Ferner ein Saal voll interessanter und teilweise auch gut gemalter Bildnisse verstorbener Fürstlichkeiten und längst gewesener großer Damen und Herren. Auch die langen Gänge sind reich bebildert. Sehr stimmungsvoll ist oder könnte sein die kleine Schloßkapelle (Barock wie das ganze); der Altar ist edel in den Proportionen und Farben. Jedoch hat der Raum an Wirkung eingebüßt, insofern die hohen farbigen Fenster ins Unbekannte verschwunden sind und die Erbsitzbenutzenden, schmuckig und von außen durch Obstbäume und dichtes Gebüsch verstellt, ein mehr nüchternes als feierliches Hell Dunkel hervorrufen. Vielleicht weiß man bei der Erneuerung auch hier Rat.

Im Zimmer der Nordwestecke des oberen Stockwerkes steht das Prachtexemplar eines riesigen Kachelofens, zierlich bemalt mit sinnreichen Bildern und Ornamenten, säuberlich bepinselt mit Sprüchen geistlicher Unterweisung. Sie schienen mir amüsant genug, sie an Ort und Stelle aufzuzeichnen und als „Die Moral auf dem Ofen“ einer Dessenlichkeit, die Liebe und Verständnis für Heimatkunde oft bewährt hat, mitzubekken. (Dank-

bare Ausbeute in dieser Richtung verbieth mir ein Gang durch die Sammlungen alter und neuer Keramiken in Schloß-Vandenmuseum und Kunsthalle; vielleicht findet sich einmal ein fleißiger ortsanfälliger Sammler\*) und tut sie uns gleich den Sprüchen an Karlsrühern Häusern freundlich kund.) Man vergegenwärtige sich, daß Bürgeln Abtitz, zugehörig zur St. Blasischen Herrschaft, gewesen ist. Ich bedaure, die biederen Porzellanmalereien als die treffendsten Erläuterungen nicht mitveröffentlichen zu können; mein Rat: „wers nicht glaubt, geh' hin und seh'!“

1. Die Schneefan ihr Hühn am sichersten bewahren  
Sobald sie außer dem den Kopf herfür gestreift  
So muß sie Raaben List und Klauen sich befahren  
Verbleib im Deinigen, so bistu wohl versteift.
2. Wan bey der Sonnen hitz der Phoentz schon sein Leben  
In Feuer Blut verzehret so wird er nur verneut  
Der Wönd so Gottes Pies zum offer sich ergeben  
Wird neu belebt und sieht die frohe Ewigkeit.
3. Wer Jesu sich verlobt sein Kreuz nur zu umfassen  
Der kreuzigt auch mit ihm die Lüste und Begird  
Er wehlet keinen Weg und pfleget was zu lassen  
Er höret keine stim als wann ihn rufft sein Hirt.
4. Gleich wie die alte Schlang an schroffen Felsen Steinen  
Den leeren Balg abstreift zum Wachsthum neuer Haut  
So wird der arme Wönd nur desto reicher scheinen  
Obgleich vor armut sehr den weltgesünten graut.
5. Der Schäffer waget sich und achtet nicht sein Leben  
Daß feines seiner Schaff dem Wolf zum Raube werd  
So muß ein treuer Abt zum wachen sich begeben  
Daß er nicht eins verliert von anvertrauter Heerd.
6. Die kluge Gärtners Hand ist anfangs bald bemühet  
Daß eingepfrosste Reiß zu lenken wieß gebührt  
Der frische Jugent Sinn so nach an Kräftigen blühet  
Wird billich mit dem Zaum der Tugend an geführt.
7. Ein treuer Hirte führt und weidet seine Heerde  
Verwahret ringsumher mit hürden seine Bal  
So wachet der Prälat daß nichts verlohren werde  
Und trinkt aus Gottes Wort die schaffe all zumal.
8. Was schadet mirs ob ich die freiheit schon verliere  
Der feich macht mich frey von Noth und Hinterlist  
Was hindert einen Wönd, daß er nicht Gott pflattere  
Der ihm die Einjamkeit vor freye Luft erkiet.

Von dem Gärtchen vor der Südseite des Haupthauses hat man eine einzigartige Aussicht. Basel lag zum Greifen nahe, nicht nur das doppelgetürmte Münster am Rhein und die andern Kirchen, die einzelnen Straßenzüge und Häuserblöcke waren klar zu unterscheiden. Ringsum die Städtchen und Flecken des Basler-Biets, der Heimat von Carl Spitteler's Frühzeiten Erlebnis. Dahinter dehnt sich die wohlgeformte Kette des Schweizer Jura, accentuiert durch die überragende Klippe des Weihersteins, Gelände, das die reale Grundlage zu mancher wundervollen Partie im „Olympischen Frühling“ geworden ist. Und nun schweift der Blick westlich: da öffnet sich die Ducht nach Belfort und Jekt — der Sundgau. Ein Hohlachen für alle Politik! Diese Landschaft ist deutsch und wird, mit dem Kunsthistoriker Georg Dehio zu reden, deutsch sein und eine deutsche Sprache sprechen, wenn es kein einziges armeneliges deutschredendes Menschlein darin mehr gibt. Sinnlosigkeit der politischen Willkür: allenthalben (und in allen Lagern, wenn die Macht dazu da ist) Grenzen zu ziehen, daß Millionen Stammverwandter jedes Jahrhundert ein paar Mal hin und her geworfen werden, um schließlich kaum selber mehr zu wissen, wohin sie gehören. Dabei tragisch für sie und uns zu erleben, wie sie hüben und drüben als unsichere Kantontisten heargewöhnt und gepeinigt werden. Die habgierige Welt verdient nicht die Schönheit, die ihr tagtäglich zu genessen vergönnt ist. Die Lörracher, Basler und Sundgauer sind Alemannen, und dies etwas Greifbareres als alle politische Grenzgebung.

In abendlicher Dämmerung stiegen wir beglückt von der Schönheit dieses Lands und Volks gemächlich zu Tal. Am andern Tag zog ich via Badischer Bahnhof Basel schwarzwaldwärts Marterqual: anderthalb Stunden auf dem Bahnhof „Anschluß“ erwartend stehen und nur durch eine dünne Schranke vom Lande Eden (Helvetia) getrennt zu sein. Tragikomödie: für eine Mark und zwanzig Pfennig (heute wäre es noch mehr durch unsere liebliche Valuta) erste ich mir ein „Karlsruher Tagblatt“. Anfrage an Maßgebende: wozu und wieso in aller Welt muß ein Biederer badischer Student von Kandern kommend und nach Freiburg fahrend, Zeitungen (ist das etwa ein Luxus?) in Valuta zahlen obwohl ausdrücklich zwischen Auslandsverkehr und badischem Durchgangsverkehr auch auf den Bahnsteigen (sogar ein eigener Fahrkartenschalter ist ja vorhanden!) des Badischen Bahnhofes zu Basel unterschieden wird. Wahrlich ein Problem! — das fast wert wäre, gelegentlich in nuce traktiert zu werden.

Im übrigen allerseits: auf nach Bürgeln ins Markgräfler Land!

\*) Ist teilweise schon gesehen. Siehe „Pyramide“ Nr. 11/1920. (Die Red.)



## Hugo Wiedebach-Boischützky / Der Dichter und die Schöne.

Sie saß in einem Kranz von dunklen, kräftigen Blättern. — Indes der Zug im Höllental Stamm um Stamm und Fels um Fels erkletterte und die Sonne ihre närrische Kurzweil trieb mit dem weißen Rauch, den sie von Wipfel zu Schaum trieb, hielt die Schöne Hof in dem Kreis junger Männer, die ihre Augen über ihr weißes Gesicht tändeln ließen. — Aber sie streifte die ihr dargebotenen Sinne und Flächen kaum mit einem Lächeln. Ihr Blick lief neben dem sich langsam bergauf stemmenden Zuge her. . . sie hüpfte leicht über Fels und Bach und Tanne. . . sie wiegte sich in den Sonnenhänden, die Tal und Himmel warm umschlossen.

Sie regte sich wohl schon, seit sie Weib geworden, in einem schwerklingenden Strom von durstigen Augen, die ihre Wünsche und ihre Anbetung über sie brausen ließen.

In einer Ecke, halb nur zu ihr geneigt, verbarg sich der Dichter. Er wollte nicht in der Flut, die um die Schöne sprudelte, mitschwimmen. Er war abgewandt. Und nur hin und wieder, wenn das Mädchen sein Spiel mit dem blendenden Lichte über dem Tal verließ und sein Gesicht in das Hellbunkel des Wagens wandte, dann fühlte auch er sich mitgerissen zu ihrem Tändelkreis.

Sie bog schmale Hände über die Lehne ihres Sitzes. Sie hob große, hochflammende Augen in ein schwirrendes Lied über ihr. Sie könnte beim Aufstehen mit ihren schlanken Gliedern die Schönheit des Menschen über alle, die sie ansahen.

Und der Dichter öffnete die Pforten seines hellen Traums und glitt über die Männer vor ihm hinweg und setzte sich neben die Schöne. Aber der Strom, der aus den anderen brauste, war zu stark. Der Dichter fand in seinem Traum nicht das Wort, um mit dem Mädchen erlöst hinauszufahren zu können. . . mit ihr in selbigem Atmen über Tanne, Bach und Fels klingen zu können.

Die Männer, die um die Schöne saßen, machten Konversation. Und unter ihren Worten krochen verfleckt und tückisch andere Worte, die auf den biegsamen Leib des Mädchens zielten und auf ihre Hüften und in dem enganliegenden Kleid spannungsvollen Schenkel. Da verstummte der Dichter in seinem Traum — und blieb in der Ecke sitzen.

Aber die Schöne hatte ihn gesehen und in seinen Augen den Helfer erkannt. Von da ab wußte der Dichter, daß er kampfbereit vor ihr stand und erbarmungslos die Worte von den heimtückischen Waffen der Männer, die dort alle zugleich auf die Schöne einredeten, wegnahm, so daß das Mädchen die drohenden Gefahren sehen konnte. Mit flinken Händen drückte sie alles, das an sie herandrängte, beiseite und huschte wieder hinaus in die Sonne, die über dem Tal hell aufloderte.

Lochte sie den Dichter? — Es blickte durch seinen Kopf: Du Weib! Aber sie war doch das Weib, das allen, die es ansahen, die Schönheit der Sonne und des hohen Lebens unter den flecken-

losen Sternen gab. Und er folgte ihr rasch. — Hand in Hand schritten sie draußen über den Felsen, über grüne Nadeln und flockigen Schaum des Baches. — Er war in seinem Traum bei ihr. Und er machte keine Konversation. Er wandte seine Waffen ohne Deckworte gegen ihren schönen Leib. . . „Du bist schön. Ich begehre deine Schönheit.“ Das sagte er, ohne ihre Augen aus seinen Augen zu lassen.

Da lachte sie. — Und in ihrem Lachen war das Lächeln der Sonnenblumen und der Duft der Veilchen auf den Wiesen.

Die Männer, die in gierigen Bogen sich um sie stießen, lachten mit — sie konnten nicht anders. Und der Dichter sah das schlummernde Gesicht der Schönen überrieselt von den Worten der anderen. Sie stießen an ihre glatte, rosige Haut, sie fielen zu Boden und waren Staub. . . schmutzig, grau, zertreten. —

Sie verdiente es nicht anders, meinte der Dichter, sich tröstend.

Als der Zug auf der Umsteigestation hielt, stand die Schöne inmitten der Männer. Und der Dichter ging langsam vorbei.

Sie warteten auf den anderen Zug. . . und einmal fühlte der Dichter in seinem Nacken den Blick des Mädchens tasten. Aber er mochte nicht denken: Du Weib! Und so wandte er sich nicht um, damit er nicht enttäuscht würde.

Er war ja mit ihr durch das Feuer der Sonne geschritten — er hatte ihr ja seinen geraden Sinn in die dunklen Augen gesagt: „Ich suche die Schönheit! Ich bete die Schönheit an!“

Und sie hatte ihn verstanden mit ihrem Lachen, das aus ihrem Munde gekommen war als ein zartes Lied der ewigen Freude.

Der Zug, der sie weiterführen sollte, kam heran. Eine Sturzflut von Menschen ergoß sich aus den Wagen. . . in die geöffneten Türen. Und der Dichter sah, als er sich gesetzt hatte, die Schöne neben sich stehen. Sie hatte in dem Gedränge keinen Platz gefunden, und die Männer, die sie vordem umspielt hatten, waren zerstoßen.

Da erschrak der Dichter und erhob sich verwirrt. Er bot ihr mit einigen gestammelten Worten seinen Platz an. Sie reichte ihm ihre Hand. . . und er beugte sich und führte die feinen Finger zu seinem Munde.

Dann ging er langsam, in dem schaukelnden Zuge sich da und dort stützend, durch den Wagen. . . über die Plattform — durch alle Wagen ging er hindurch, bis er in den letzten kam. Dort stand er am Fenster, das sich nach der Rückwand des Abteils öffnete und schaute den davonschießenden Kieselsteinen des Bahndammes, den zum Walde rennenden Schienen nach. . . und den Gräsern und Halmen, die vom Fahrtwind aufgeschweicht wurden. Er war doch mit ihr durch das Feuer der Sonne geschritten. Sie wußte doch von ihm, daß er ein Schönheitsfuchser war — sie, die Schöne. — Er brauchte nicht mehr.

## Hermine Maier-Heuser / Die schöne Akelei.

Hasenmäulchen nannte sie der Albert, trotzdem er wußte, daß der Name nicht stimmte. Wie er darauf gekommen war, wußte er selbst nicht. Die Mutter hatte bei ihrem alten, bröckeligen Häusle einen kleinen Garten, da wuchsen die Blumen Jahr für Jahr zwischen Brennesseln. Weiß und blau bis zum tiefsten Vila standen die zarten Glöckchen so um die Pfingstzeit da und schlichen sich halb unbewußt in einen Herzenswinkel des kleinen Buben ein. Er stand oft im Gärtle, sein etwas sommersprossiges Gesicht tief auf die Blumen gebeugt. Kloppte an die Stengel, daß der Blütenstaub herausflog und sagte „Hasenmäule, Hasenmäule!“ Alles, was er an Fröschen, Schnecken und dergleichen auftrieb, kam ins Gärtle, und auch die Schulsorgen und die „unverdienten“ Schläge der Mutter wurden da beseufzt.

Da kam eine Zeit, wo er das alles vergaß. Die Lehrzeit in der Stadt ließ dem Albert Bohm keine Zeit mehr. Nirgends mochte es ihm gefallen. Die Mutter hatte keine Macht mehr über ihn. Von einem Meister ging er zum andern. Er kam vom Tapezier zum Schreiner, von da zum Vergolder und dann in eine Schlosserei. Unstät ging der große, hagere Mensch umher. Red war sein junges Bärtchen und lustig seine braunen Augen. So ging er eines Tages hinter dem Sarg der Mutter drein. Das alte Häusle war ihm zugefallen und

sein Entschluß war gefaßt. Leise pfeifend ging er tags darauf rund um sein armseliges Eigentum. Das wollte er sein herauspuken. Es gab ja kein Handwerk, das er nicht verstand. Sein Fortkommen würde er schon haben, denn seine Vielseitigkeit kam ihm hier in Spindelfingen sehr von statten. Es gab sehr wenig zu tun, die Spindelfinger waren zäh; wenn man aber vier Handwerke verstand und noch drei Ackerle hatte, würde es schon gehen. Da sah er auf einmal die altvertrauten Blumen. Halberblüht standen sie da. Ein Fink schmetterte auf einer Hecke, und leise begann eine längst entwöhnte Seligkeit in ihm zu dämmern.

Etwas in ihm wehrte sich dagegen. Sein Fuß stieß an die Brennesseln. „Die müsse raus,“ murmelte er, dann fiel sein Blick aufs etwas entfernt stehende Nachbarhaus. Dort stand der Seppel und lachte: „Willst du der n' Brennesselgmuß kocher oder Schellelesalat?“ — Der Seppel kam näher und fing an auf den Albert einzureden, er solle ihm den Krempel verkaufen. Albert jedoch wandte sich an Seppels Schwester, die halb belustigt, halb neugierig näher gekommen war. Schön sah die aus. Donnerwetter, dachte der Albert, und weil ihm nichts Besseres einfiel, erklärte er der Lisette den Namen der Blumen. Schöne Akelei heißen sie, nicht Schellchen und nicht Hasenmäulchen. Schöne Akelei, sagte er nochmal und ver-



beugte sich vor der rotbackigen, braunblonden Lisette, die leicht errötete. Dem Seppl schien diese Wendung nicht gefallen zu wollen. Unentwegt steuerte er auf den Hauskauf los. Unentwegt aber redete der Albert von den Blumen und riß dabei Brennesseln heraus. Um seine Hand hatte er ein rotes Sack- tuch gewickelt. Die Lisette aber war ganz gefangen von der feinen, ungewohnten Artigkeit. Sie beugte sich über den alten Lattenzaun, daß er kratzte und frug besorgt, ob er denn die Akelei auch ausreißen wolle. Der Bohme Albert lächelte veronnen, ein heißer Blick huschte nach der reichen Bauern- tochter, dann meinte er lachend: „Du, Lisette, wenn i emol schirb, dann pflanzsch du mei ganz Grab mit dene Blume.“ Der Seppl hustete und schlürfte heim. Die Lisette konnte nur mit dem Kopf nicken und folgte dem Bruder. Albert sah dem halb städtisch, halb ländlich gekleideten Mädchen nach. Nein, sowas gibts in der Stadt doch nicht, dachte er. So frisch, so ausgeruht, so . . . . er mochte nicht weiter denken.

Allmählich wurde sein Häusl fein. Er kratzte den alten Verputz los und strich die Balken braun an und die Wände weiß. Und Abends spät, wenn das Finkenmännchen seinem Weibchen noch ein Liedel sang, kam manchmal wie von un- gefähr die Lisette. Verlegen drehte sie ihr Taschentuch zwisch- en den Händen und frug wohl zuweilen, wie weit Albert mit dem Häusl sei. Merkwürdigerweise gab er keine Aus- kunft. Er war manchmal verlegen, manchmal sogar schen. Einmal aber legte er mit einer festen, zarten Bewegung seine sehnigen Arme um sie, ein junger, flaumiger Schnurrbart streifte ihre Wange, heißer Atem ging um ihren Mund und nach unzähligen, ungestümen Küssen brachte er kein Wort her- vor als: „Hasemäule, Hasemäule“.

Die Akelei im Gärtle war verblüht, und Reseden und Sommerastern standen in voller Pracht. Meister Albert hatte sich nicht getäuscht, er hatte Arbeit genug. Heute tapezierte er dem Straußwirt, morgen schreinerie er im Schulhaus und, wenn's sonst nichts gab, ging er mit dem Beckbauer ins Dehnd. An den freien Abenden hockte er an einer Wiege herum. Blau und rot sollte sie werden und oben und unten sollte ein ausgeschnittenes Herz sein. Die Kirchweih kam immer näher, da wollte er mit der Lisette tanzen, was auf dem Dorfe fast einer Verlobung gleichkam. Wie Lisettes Eltern über die Sache dachten war den Liebesleuten noch unsicher, aber sie wollten schon schaffen. Besonders die Lisette, die hatte Mut. All ihr Sehnen und Wünschen fand bei Albert Erfüllung, und die ihr ganz fremde Art seiner eigenen Ritterlichkeit machte sie zu einer heimlichen Königin. Sie hatte ein braunes Kleid mit einer tiefroten Borte. Albert nahm ein kleines Messer- chen und trennte lächelnd den „Kramanzel“ ab, so daß das Kleid in unverdorbener Linie um ihre volle, feste Gestalt floß. Du, du sagte sie — du — heiß und zitternd lag sie in seinen Armen. Beim Feuerwehrtag trug sie das Kleid. Dreimal tanzten sie miteinander. An der Kirchweih, geli? — Das war der Abschiedsgruß, ihre Eltern drängten heim. Albert setzte sich auf sein Rad und fuhr wohl zwei Stunden lang um's Dorf, bis ihn fröstelte. Ein leichter Husten stellte sich ein, und — eines Morgens hustelte er, bis es ganz süß in seinem Munde wurde. Sein Taschentuch färbte sich rot. Instinktiv griff er nach dem Salzfäß und fing an Salz zu essen. Atemberaubend kam es ihm zum Bewußtsein, wie jung sein Vater gestorben war, und die Lisette — die Lisette — die schöne Akelei.

Albert Bohms Läden waren zu, er war in der Stadt. Kein Mensch wußte warum. Lisette meinte sich zuerst die Augen rot, dann kam ein unbändiger Troß. Fast widerstrebend ging sie an der Kirchweih zum Tanz. Zag stand in ihrem Herzen die Hoffnung daß er doch kommen würde. Er kam aber nicht.

Stefan Kamm, ein nüchtern, braver Mensch, tanzte mit ihr. Er war ein reicher Bauer und dem Vater Lisettes sehr genehm. Und Lisette tanzte und tanzte. Am Kirchweihmontag kam Albert in den Saal. Ach, wo mochte er gewesen sein, welches Stadtfraulein mochte ihn verführt haben, er hatte Ringe um die Augen. Lisette schaute weg. Ihr armes Herz aber stockte fast, und jubelnd wäre sie doch in seine Arme ge- flogen, wenn er gekommen wäre, aber er kam nicht. Er drehte

lässig an seinem Schnurrärtchen und tanzte mit der Blittin den wilden Kehraus. Einmal versuchten seine Augen in die ihren zu tauchen, doch sie schaute vorbei.

Früh kam der Winter ins Land, und die dicke Schneedecke, die auf Alberts Häusl lag, dämpfte seinen Husten. Um Weis- nachten stand Lisette nachts vor seinem Gärtel. Lichtstrahlen fielen durch die Ritzen seiner Läden, und der Schnee sah wie blutgestreift aus. Sie pfiff leise den Finkentriller, den sie früher immer als Zeichen hatten, da ging sein Licht aus. Das Mädcl warf sich in den Schnee und schluchzte, die Hände auf dem zuckenden Herzen. Schwer, fast schwankend, ging sie heim. Am andern Tag erfüllte sie des Vaters Wunsch und verlobte sich mit Stefan Kamm. An Pfingsten sollte die Hochzeit sein, sie wurde aber verschoben, weil Lisette launisch war und krank sein wollte. Albert Bohms Läden waren wieder zu. Es ging aber im Dorf um, daß er im Krankenhaus sei. Da litt es die Lisette nimmer dabeiheim. Sie schückte Einkäufe vor und ging in die Stadt. Schlichtern und ungelent, wie sie war, fand sie das Krankenhaus nicht leicht, und als sie hineinkam, hörte sie, daß der Albert gestorben sei und morgen heimkäme. Wie in schwerem Traum ging sie hinter dem Sarg her. Bitterer Groll zehrte an ihrem Herzen. Warum hatte er sie sein Leib nicht teilen lassen, warum sie so verstoßen. Fremde Hände schmückten sein Grab.

Lisette ging im Kranz zur Kirche. Still und schaffig war sie um ihren Mann. Sie mähte die Frucht und stand auf der Dreschmaschine und fuhr mit den beiden Schecken zur Kartoffel- ernte. Ihr Mann war gut und ließ sie machen. Daß er nie einen ihrer Wünsche erriet, nie an ihrem Kleid herumbastelte oder an ihren Haaren, nie ein heißes, feines Sonntagsmot für ihre darrende Seele fand, konnte sie ihm wohl nicht übel- nehmen. Er erfüllte ihr alle Wünsche, wenn sie sie ihm sagte. Kurz vor der Heuernte kam ein kleines Mädchen. Lisette hatte den ganzen Winter genäht und gesorgt. Albertine wurde es gekauft. Sein Schreien klang oft auf dem Felde und ver- schenkte die Grillen der arbeitenden Mutter. Gegen's Früh- jahr gab's im Hause Räumerei. Lisette bekam eine Magd, weil ein Brüderle kommen sollte. Möbel wurden verstellt und Wände gestrichen. Aus der Schublade einer alten Kommode nahm der Wind ein Stückchen Papier auf. Stefan fing es auf und lachte. Es war eine ganz kleine Photographie vom Bohme Albert. „Guck, de Albert,“ sagte er, „der isch schuld, daß i di gfunne hab, der arm Kerl.“ Lisette horchte auf. Da erzählte ihr der Bauer, daß Albert ihn aufgefordert habe, mit Lisetten zu tanzen, und wie er sie ihm, der wie ein Maulwurf immer dabeiheim geseßen sei, so schön und tugendhaft geschildert habe. Stefan Kamm strich sich über die Stirn, viel reden war nicht seine Sache. Seine Frau erriet nur noch aus allem, was er sagte, daß er nicht wisse, wo er die Augen gehabt habe; denn er habe gar nicht gemerkt, wie schön und tüchtig die Lisette Bed sei, aber der Bohme Albert habe so in ihn ge- drungen, er solle die Lisette heiraten, dann könne er ruhig ster- ben. „Er hat nämlich mir ganz alloi scho vor der Kirwe ver- rote, daß er Blut schpud,“ schloß Lisettes Mann seinen Bericht.

Zäh war Lisette erblickt. Sie ging in den Stall und molk die Kühe. Zum erstenmal konnte sie weinen — weinen um Albert Bohm.

Wenige Tage später ging sie zum Friedhof. Hastig grub sie Alberts Grab um und legte kleine Knollen in den Boden. Heiße, heiße Tränen fielen auf die Schollen. Um die Pfingstzeit sah auf Alberts Kreuz eine Amsel und sang in den leuchtenden Abend hinein. Aufgeschreckt flog sie davon. Eine Frau kam, an der Hand ein kleines trippelndes Mädclchen. Das Albert- tinte fing an mit Steinen zu spielen, die junge Frau krampfte sich ans Kreuz. Lautlos rannen ihr die Tränen über's Gesicht, da war's ihr, als lege sich ein sehniger Arm um ihre Gestalt, ein flaumlges Bärtchen umfoste ihre Wange und leise, leise sagte eine Stimme: „Hasemäule“.

Rind und ruhig kam ein Strom über sie. Sie richtete sich auf und lächelte, dann nahm sie die Kleine bei der Hand. Die Kirchenuhr schlug schütternd sieben Uhr. An der Wegbiegung drehte sie sich noch einmal um. Dort lag Alberts Grab, darauf blühte die Akelei weiß und blau bis zum tiefsten Ula. Die kleinen, zahllosen Schellchen wogten im Winde.